

Die Schützenfeste waren große Volksfeste. Auf dem freien Platz vor der Gartenwirtschaft hatten Schausteller ihre Buden aufgeschlagen, lustig drehte sich das Pferdekarussell zu den Klängen der Drehorgel. Ein Tanzboden für Nichtmitglieder der Gilde stand diesen kostenlos zur Verfügung.

In dem alten Saal, der späteren Jugendherberge, hingen rings an den Wänden die „Bunten-Scheiben“. Der jeweilige Schützenkönig hatte sie zu stiften; das Mittelfeld füllte ein Emblem seines Berufsstandes, umrahmt von dem Namen des Königs und der Jahreszahl der Erreichung seiner Königswürde.

Die Schule feierte ihr Fest, das „Kinderschützenfest“ genannt wurde. Aus dem „Pustrohr“ schossen Knaben und Mädchen mit Pfeilen auf die Scheibe. Hübsche Preise belohnten die besten Schützen. Schon der Ausmarsch zum Festplatz bot ein schönes Bild, wenn die Kinder in langem Zuge mit Kränzen aus Kornblumen und Maßliebchen, ein Sträußchen im geschulterten Pustrohr mit Musik durch die Straßen hinauszogen.

Der ehemalige Schießstand der Schützengilde neben der Straße wurde durch einen moderneren und sicheren parallel zur Deime hinter den Garten der Gartenwirtschaft verlegt.

Ein an Mitgliederzahl großer Verein war der Kriegerverein, dem alle Einwohner, die einmal den bunten Rock getragen hatten, angehörten.

Weitere Vereine waren der Männergesangverein, der vorstehend bereits erwähnt wurde. Gedacht sei auch der „Freiwilligen Feuerwehr“,



Der Männergesangverein Tapiau



Der Männerturnverein M.T.V.-Tapiau

der alle Haus- und Grundbesitzer als zahlende Mitglieder angehörten. Die Frauen hatten den „Vaterländischen Frauenverein“ mit einer angeschlossenen Jugendgruppe. Es gab einen Ruderverein mit dem Bootshaus am Pregel neben der Gasanstalt. Hinzugerechnet werden kann der Kirchenchor, den Fräulein Beate Debler und nach ihr Organist Steiner leitete.

Wie eingangs gesagt, hat sich der Turnverein ebenfalls über die Zeiten erhalten. Aus kleinen Anfängen entwickelte er sich zu einer Größe, wie ihn kaum eine andere Kleinstadt aufzuweisen hatte. In den Wintermonaten wurde einstmals auf dem Boden der Schule geturnt. Das änderte sich, als der Direktor der Gärtnerlehranstalt, Bruno Hildebrandt, den Vorsitz übernahm. Ihm ist der Erwerb des Gartenetablissemments Klein-Schleuse zu verdanken. Der Festsaal erhielt ein neues Kleid und Vorrichtungen zum Aufbau der Geräte. Die Bühne erhielt Kulissen, die Ökonomie wurde in eigene Regie übernommen. Der alte Schießstand wurde in Eigenleistung zum Sportplatz mit Aschenbahn und Sprunggruben umgebaut, da zu dem Turnen der Sport hinzugekommen war.

Besonders gepflegt wurde der Schlagball. Die Mannschaft konnte mehrfach die Ostdeutsche Schlagball-Meisterschaft gewinnen. Sie nahm an den deutschen Meisterschaftskämpfen teil und erreichte gute Plätze.

Wer um die Sommersonnenwende das Keulenschwingen mit beleuchteten Keulen erlebt hat, wird das wunderbare Bild nicht vergessen. Wie Glühwürmchen hoben sich die Lämpchen gegen den dunklen Nachthimmel ab. Wer erinnert sich nicht an das Kostümfest, das unter dem Namen „Rosenfest“ in die Annalen des Vereins eingegangen ist? An vielen Abenden hatten die jungen Mädchen des Frauen-Vereins, die sich als Turn- und Sportlerinnen dem MTV angeschlossen hatten, Tausende kleiner rosa Röschen gefertigt, die in Trauben von der Saaldecke hingen oder die aus Ästen und Reisern erbauten Lauben rings um den Saal in Rosenlaub verwandelten.

Im Sommer gab es kaum einen Tag, an dem auf dem Sportplatz kein reges Leben herrschte. Interne Wettkämpfe wurden von Freundschaftsspielen auswärtiger Mannschaften abgelöst. Bald gab es in Tapiau keine Familie, die passiv dem Verein angehörte, ob sie einen aktiven Turner oder eine Sportlerin aufzuweisen hatte oder nicht.

Die durch die NSDAP angeordnete — zwangsweise — Gleichschaltung brachte den Verein zum Erliegen. Schließlich mußte Klein-Schleuse verkauft werden.

Zu kleinen Geselligkeiten trugen schöne Gaststätten bei. Das Hotel „Schwarzer Adler“ mit Klub- und Jagdzimmer und seiner anerkannt guter Küche beherbergte manche Skatrunde oder befreundete Familien zum gemütlichen „Plachandern“.

Willi Jablonski's zum „Löwenbräu“ umgestaltetes Restaurant erfreute sich gleicher Beliebtheit wie die Konditorei und Café Klein.

Tapiau unter russischer Besetzung

Die Bolschewisten haben das nördliche Ostpreußen unrechtmäßig Rußland einverleibt. Tapiau, das ebenfalls in diesem Gebiet liegt, nennen sie „Gwardjeisk“. Es ist keinem Fremden gestattet, das Gebiet zu besuchen, und es ist schwierig, ein Bild des heutigen Tapiaus zu beschreiben. Aus durchgesickerten Berichten ist bekannt, daß die Russen Tapiau zu einer Art Kreisstadt gemacht haben.

Viele, die nach dem Einmarsch der Russen in Tapiau verblieben waren, oder durch Tapiau gelegentlich gekommen waren, schrieben darüber. Aber alles sind mehr oder weniger Berichte, die das eigene Ergehen beschreiben. Ein Bericht, der das Aussehen und Leben in der Stadt zuverlässig beschreibt, soll hier wiedergegeben werden. Ihn schrieb eine ehemalige Tapiauerin, die teils zu Fuß, teils von russischen Fahrern mitgenommen, im Juni/Juli 1945 nach Tapiau kam.

„Und es klappte dieses Mal, ich konnte nach Tapiau mitfahren. Mit großem Interesse und wehmütiger Freude sah ich nun bekannte und immer mehr bekannter werdende Gegend. Hier und da sah ich sogar ein Kartoffelfeld, was im Samland gar nicht zu finden gewesen. Alle Dörfer

aber zerstört, verwüstet und meist verlassen. Und dann sah ich Tapiau liegen, fast wie sonst, Kirchturm, Schornsteine die großen Dächer der Kaserne. Jetzt würde gleich die Ecke Mühle Nagel kommen, aber da sah ich nur Trümmer und links auf dem Berge leuchteten die roten Denkmäler von Russengräbern. Das Reimer'sche Häuschen (Annemarie Reimer in der Königsberger Straße. Anm. d. Verfassers) stand da, aber kahl und wüst und links und rechts viel Trümmer. Die Turnhalle, die Schule standen unversehrt, altvertraut und doch wie fremd!

An Hartmanns (Stoermer) Haus hielt der Wagen, ich stieg ab. Meine Augen streiften die Fenster unten und oben, die sonst gepflegt waren und aus denen früher liebe Menschen herausgeschaut hatten. Alles war anders, fremd und leer. Ich wollte weiter zur Stadt. Zwei deutsche Kinder kamen mir entgegen, es waren die Kinder Fischer. Sie waren auf dem Schlachthof gewesen, um Blut und Därme bei den Russen zu erbetteln. Sie erzählten mir, daß in Tapiau gar keine Deutschen wohnen dürften. Sie wären alle in Eisingen im Lager. So zog ich mit ihnen dorthin.

Da fand ich nun viele alte Bekannte, die dort dürftig untergebracht waren und soweit sie arbeitsfähig waren in der Umgegend, meist in Hasenberg, Landarbeit machen mußten. Aber viele lagen krank auf ihrem harten armseligen Lager. Die Räume waren alle mit zweietagigen Brettergestellen, den Schlafstellen, ausgefüllt. Frau T. fand ich dort. Sie hatte eine Gruppe Kinder, deren Mütter in Arbeit standen, zu beaufsichtigen. Ich freute mich, sie gefunden zu haben. Sie rückte zur Nacht mit ihrem Sohn zusammen, und es wurde auf der Pritsche noch Platz für mich.

Am anderen Tage, Sonntag früh, redete mir Frau T. zu nach Pomauden, Neuendorf und Altenfelde zu gehen. Dort würde ich viele Bekannte treffen.

Am Nachmittag wollte Frau T. mit mir nach Tapiau und auf den Friedhof gehen. Wir gingen in die Stadt.

Unser liebes Tapiau, wie schlimm war es doch zugerichtet! Überall die fremden Posten, Durchgang und Eintritt verwehrend. Die Ecke Ballnus, Ecke Meluhn und Butsch lauter Trümmerhaufen. Wenn ich genau aufzählen sollte, was an Häusern erhalten, was zerstört ist, könnte ich es jetzt nicht, obwohl ich später oftmals durch die Straßen gegangen bin.

Ich ging mit Frau T. zuerst durch die Altstraße. Links, das Potschien'sche Haus war zum Teil erhalten, auch Fröse, Deutschmann und Böhnke war herunter. Rechts stand alleine Balscheid, dann das Haus von Fleischer Potschien, und vom Haus Dr. Quednau ab bis zum Markt standen alle Häuser, auch ab Ecke Briese (Mittelstraße) bis zum Markt. Alles Stätten lieber Erinnerungen. Diesters Laden, die Wohnfenster! Dr. Quednau's Etage, darüber Rektor Wittkes Wohnung, alles wüst und leer. Durch die Fenster ragten zum Teil Ofenrohre, der Rauch hatte die Wände geschwärzt. Die Uhr am Laden Diester hing beschädigt in ihrem Gestell.

Vor der Türe ein bewaffneter Posten, ebenso am Hofeingang. Wie gerne wäre ich einmal durch die Räume gegangen! Dann Woinars Haus, das auch viele schöne Erinnerungen wachrief! Nichts war von allem geblieben, als die kahlen Gebäude. An Rogge (Markt) war der Durchgang gesperrt. So gingen wir um den Marktgarten herum. Der war belegt mit Russengräbern. Wieweit das Denkmal (Ehrenmal) damals erhalten war, kann ich nicht sagen. Später ist es jedenfalls gänzlich fortgeräumt. Die einzelnen Steine haben bei der Denkmalsanlage der Russengräber Verwendung gefunden.

Die Kirche war da, auch beide Pfarrhäuser, die Darlehnskasse, das Hotel Schwarzer Adler, überhaupt um den Markt wenig Zerstörung.

Die ganze Seite von der Ecke Erdtmann herunter bis Thiessen (Glaubitz Nachf.), das große Klein'sche Haus bis Oschinski war in Trümmern.

Und dann kam die Neustraße. Unser altes liebes Haus! Ich ging auf den Hof, Frau T. ging mit ihrem Jungen weiter. Ich fand in der Waschküche Russenfrauen beim Kochen. Die Türe zur Treppe stand offen. Ich fragte, ob ich mal herauf dürfte. Ob sie mich verstanden was ich wollte, weiß ich nicht. Ich nahm ihr Schweigen für Zustimmung und stieg nach oben. Die Kammertüre stand offen, der schöne alte Eichenschrank war zerschlagen. Da lag noch so manches herum, was mir lieb gewesen war, ich fing an darin zu kramen. In dem Augenblick kam ein Offizier aus meinem Zimmer. „Paschli, paschli!“ — „Ja, ja ich gehe schon“, nahm meinen Korb und ging langsam aus dem Hause. An der Türe der An- und Verkaufsgenossenschaft stand Schneider Lemke. Mit ihm sprach ich noch kurz. Frau T. ging indessen schon um die Ecke zur Gartenstraße. Da kam ein kleiner dreckiger Russenbengel: „Paschli, paschli!“ Ich fuhr ihn an: „Mach, daß du wegstommst!“ Aber mit einem Mal gewahrte ich den Offizier von vorhin, der den Jungen geschickt hatte. Er winkte mir, und ich mußte mitgehen zum Verhör bei der GPU im Hause Tischler Eggert (Neustraße).

Was würde mir blühen? Ich machte mich auf alles gefaßt und mußte lange warten. Da erschien ein Major mit einer Dolmetscherin. Der Laden war zu einer Art Amtszimmer eingerichtet. Hier mußte ich Platz nehmen und das Verhör begann.

Meine Personalien wurden aufgenommen, meinen Ausweis vom DRK mußte ich vorzeigen, erhielt ihn aber wieder.“

(Das Verhör ist so interessant, daß ich es wiedergebe.)

„Waren Sie in der Partei?“ „Ja.“ „Waren Sie Ortsgruppenleiter?“ „Nein.“ „Waren Sie Blockleiter?“ „Nein.“ „Wer waren die O.G.L.?“ Ich nannte die Namen. Darauf: „Sagitzki kennen wir schon. Wer war Frauenschaftsleiterin? Frau K. wo ist sie?“ „Ich weiß es nicht.“

„Hitler hat alle Kommunisten aufgehängt, wir machen das nicht mit den Faschisten.“

„Oh“, sagte ich, „wir haben mit den Kommunisten ganz gut zusammengearbeitet. Ich weiß nicht, daß einer aufgehängt wurde.“

„Wollen Sie für Hitler sterben?“ „Wenn ich sterben muß, sterbe ich für Deutschland!“ „Nein, nicht für Deutschland, ob Sie für Hitler sterben wollen?“ „Na, für Stalin ja nicht!“ „Kennen Sie Stalin?“ „Nein.“ „Da, sehen Sie das Bild!“ „Das kenne ich.“ „Nun, wollen Sie für Hitler sterben?“ „Ich möchte gar nicht sterben, ich möchte leben bleiben!“ Da lachte der Russe.

„Wissen Sie, wo Wagner seine Konserven vergraben hat?“ „Nein.“ „Kennen Sie das Grundstück Wagner?“ „Nein.“

Trotzdem mußte die ehemalige Tapiauerin B. am anderen Tage nach Köthen fahren.

Nach einem anderen Bericht war in der ersten Besetzungszeit als „Bürgermeister“, wie man sagt, der Altkommunist Ernst Kühn eingesetzt, doch bald wieder abgesetzt. Die ehemaligen Tapiauer Kommunisten, soweit sie in und um Tapiau geblieben waren, witterten Morgenluft und gründeten einen „Deutschen Club“. Er hielt sich nur kurze Zeit.

Die Heil- und Pflegeanstalt ist ein Krankenhaus für Russen geworden. In der Schule ist ein Internat für russische Kinder eingerichtet.

Die Kirchenstraße war damals zwischen den Kewitz'schen und Schenk'schen Grundstücken durch einen Bretterzaun abgesperrt. Im letzten Haus befand sich eine Dienststelle des NKWD. Der Keller war kniehoch voll Wasser gefüllt, und Verurteilte mußten darin eine Nacht stehend verbringen, wie mir eine Frau, die es selbst erlebt hat, auf einem Treffen berichtete.

Die Kasernen waren damals von russischen Truppen belegt. Wie es heute in Tapiau aussieht, weiß kein deutscher Mensch zu berichten. Nordostpreußen ist hermetisch gegen die Außenwelt verschlossen.

Von Pflanzen und Tieren um Tapiau

Vor 700 Jahren standen um Tapiau bis fast an den Pregel dichte Wälder. In ihnen wuchsen Fichten, Kiefern, Eichen, Buchen und Erlen neben anderen Laubbäumen. Eiben gab es und Kaddigbäume, wie sie heute noch in der Lüneburger Heide zu finden sind.

Die Flüsse kannten noch nicht die regulierende Hand des Menschen. Sie schlängelten sich breit und an den Ufern verkrautet und von Schilf und Gebüsch umrandet durch die Flur. Reiher horsteten auf den Bäumen, Adler kreisten über Fluß und Wälder.

Bär und Wolf, Elch und Wisent brachen durch das dichte Unterholz der Wälder.

Was ist von ihnen bis in unsere Zeit erhalten geblieben? 1755 lebte noch eine Wisentkuh in der Nähe Tapiaus, im Lieblacker Forst. Sie fiel

Wilddieben zum Opfer. Hierüber berichtete eine alte Chronik, die wie vieles andere die Kriege vernichteten.

„Der Hegereuter, wie damals der Forstoffiziant genannt wurde, Buttgeret konnte die Wilddiebe stellen. Seine Wut war begreiflich. Er ließ ein Feuer entfachen, die Kuh abledern und eine Lende rösten.

„Freßt ihr Brüder der falschen Zunft von dem Mürbebraten, was eure Pansen fassen. Es soll eure Henkersmahlzeit sein.“

Adler kreisten in der Luft, Wölfe angelockt vom Geruch des Blutes umkreisten das Lager.

„Wer von euch gab den ersten Schuß? Er soll als Erster meine Kugel erhalten. Und nun macht zu, ihr sollt vor meinen Augen die ganze Kuh fressen.“

Zur Vollziehung des Strafgerichtes kommt es nicht. Der Vorarbeiter Walzuweit, der mit dem Heger den Wald beging, kommt hinzu. So werden die beiden Frevler in Gewahrsam genommen und zu harter Pön durch die Gerichtsbarkeit verurteilt.“

Erhalten hatte sich der Elch. Ein starkes Exemplar in der Nähe von Adamsheide (dem Forsthaus am Rande des Sanditter Waldes), wurde 1926 von zwei Tapiauern beobachtet, und ein Jungtier lief fast einen Kilometer auf der Chaussee nach Ratswalde vor einem Auto her.

Auch im Pregel fand sich bis 1910 noch ein Recke der Fische. Es war ein Wels von fast zwei Meter Länge mit mächtigem Kopf und wurmartigen Barten, der vor der Oberförsterei dem Fischer in das Netz ging. In späteren Jahren wurden nur kleinere Welse im Pregel gefangen.

Wer sehr früh aufstand, konnte im Zohper-See den Fischotter beobachten, wenn er mit einem fetten Fisch an das Ufer kletterte, um ihn zu verzehren. Fischmeister Weynel sah ihn nicht gerne, weniger der geraubten Fische, als der oft zerrissenen Netze wegen. Noch einen anderen seltenen Vertreter der Tierwelt fand man dort, die Sumpfschildkröte. Sie zu beobachten war äußerst schwer, da geringste Erschütterung des Bodens sie ins Wasser flüchten und tauchend den Blicken entschwinden ließ.

Aus dem Pflanzenreich hatte sich in dem See die fast ausgestorbene Wassernuß (trapa) erhalten. Sie trieb eine Frucht fast in der Größe einer Kastanie und von ähnlichem Aussehen. Ihrer stacheligen Haken wegen nannte der Volksmund sie „Düwelskopp“. Das Fleisch der Früchte war zartweiß und wohlschmeckend. In früherer Zeit dienten sie als Volksnahrungsmittel. Stieß im Herbst die Pflanze die Frucht ab, so sank sie auf den Grund und verankerte sich mit den Haken. Im Frühjahr öffneten sich die Schalen und trieben Keimlinge in den nahrhaften Boden. Die leeren Schalen stiegen nach oben und schwammen auf dem Wasser. Das neue Pflänzchen trieb einen langen Stiel bis zur Wasseroberfläche, entfaltete ihre Blättchen und kleinen Blüten. Roh gegessen, schmeckte das Fruchtfleisch ebenfalls gut.

Auf dem fast schwarz scheinenden Wasser schwammen die Blüten der großen Seerose, über dem See kreiste mit gebreiteten Flügeln ein Pärchen Weihen.

Die fast gänzlich ausgestorbene Eibe war in ein bis zwei Exemplaren im Frischung nahe des Zehlaubruches zu finden. Im Forst Tapiau verriet der starke Vanillegeruch den Standort der Stendelwurz. Sie, wie das Knabenkraut, ebenfalls eine Orchidee, das in den Wiesen des Rosengartens zu finden war, standen unter Naturschutz.

Auf dem Glockenberg, in der Nähe des Waldschlößchens, wuchs die geschützte Kuhschelle und in den Torfbrüchen vereinzelt der Sonnentau.

Aus der Geschichte der Stadt Allenburg

Von Hugo Hennig

Mitarbeiter

1. Hugo Hennig, letzter Rektor an der Volksschule
2. Margarete Hopf, Mittelschullehrerin
3. Otto Lippke, Lehrer an der Volksschule
4. Werner Lippke, Sonderschuldirektor
5. Erwin Moeller, letzter Bürgermeister ca. 1912—1945
6. Otto Schadewinkel, Schneidermeister und Kreishandwerksmeister
7. Gertrud Muhlack, Hausfrau
8. Magdalene Schulz, Lehrerwitwe
9. Bruno Adelsberger, Pfarrer in Allenburg



*Gesamtansicht der Stadt Allenburg von W. vom Trimmauer Gutspark.
Der Pfeil deutet auf das Gebäude am Junkerhof.
Hier stand einst das Wildhaus, die Burg des Ordens*

Von den ältesten Zeiten bis zur Stadtgründung

Die Vorgeschichte, auch Spatenwissenschaft genannt, weil sie ihr Wissen um die frühe Vergangenheit Ausgrabungen und Funden verdankt, erzählt uns, daß etwa 1000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung in der Gegend von Allenburg bereits Menschen wohnten. Aus einem Gräberfeld in dem einstmals zu Allenburg gehörenden Gut Muskau wurden geborgen: 1 Hakenfibel (Spange), 2 Armbrustfibeln, 1 Riemenbeschlagstück aus Bronze, 1 Schmuckstück mit verglastem Toneinsatz, 1 Stangenperle von Glas mit Gold. Ein größeres Gräberfeld in dem bei Allenburg gelegenen Plauen, Totenberg genannt, enthielt mehrere Bronzenadeln, Gewandnadeln, 1 Armring aus Bronze, 1 eiserne Lanzenspitze, 1 Urne mit Stehfläche, 1 Fingerring mit Schnurornament, 1 Fingerring mit von roten Emaillespuren ausgefülltem Kreuz, 1 kurzes, breites, eisernes Schwert. Es wurde auch eine von 6 Steinen gebildete Steinsetzung freigelegt.

Welchen Völkerstämmen gehörten die Menschen an, die hier siedelten, sich der aufgefundenen Gerätschaften bedienten und hier bestattet wurden? Niemand vermag es mit Gewißheit zu sagen. Erst als mit schriftlichen Aufzeichnungen die eigentliche Geschichte beginnt, kommt Licht in dieses Dunkel. Die Römer überlieferten uns den Namen Ästier, ohne nähere Angaben über diese ostwärts wohnenden Völker zu machen. Als die christlichen Missionare nach Osten vordrangen und Adalbert von Prag 997 in der Nähe von Fischhausen erschlagen wurde, wurde der Namen Pruzzen bekannt, und als die Mannen des Deutschen Ritterordens den großen Marsch nach Osten antraten, begann für das Preußenland der Eintritt in die Geschichte. Im Jahre 1230 tränkten die deutschen Ritter zum erstenmal am Ufer der Weichsel ihre Rosse. In harten Kämpfen, die 53 Jahre andauerten, haben sie daß Preußenland unterworfen. Etwa im Jahre 1256 müssen sie bis in die Gegend von Allenburg vorgedrungen sein, denn in diesem Jahre haben sie die Preußenburg Kapostete, das spätere Wohnsdorf, an der Südgrenze des Kreises Wehlau erobert. Jedesmal, wenn der Orden einen weiteren Teil des Landes unterworfen hatte, mußte ihm daran gelegen sein, zum Schutze gegen kriegerische Einfälle Burgen oder Wildhäuser (Burgen ohne Vorburg) anzulegen. Die eigenartige Bezeichnung „Wildhaus“ ist wahrscheinlich daraus zu erklären, daß solche Burgen am Rande der „Wildnis“, einem bis nach Litauen sich ausdehnenden Waldgebiet, angelegt wurden. Wo das Wildhaus „Allenburgk“ lag, kann nicht mit Gewißheit festgestellt werden. Angenommen wird, daß der Orden zunächst die auf der linken Seite der Alle auf dem Zickelberg gelegene Preußenburg ausbaute, und nachdem diese im Jahre 1260 von den preußischen Nadrauern zerstört worden war, eine Burg auf der anderen Alleseite errichtete. Vieles spricht dafür, daß die neuerrichtete Burg auf dem rechten Alleufer lag, und zwar auf dem Platz, der später „Junkerhof“

genannt wurde. Das an dieser Stelle steil abfallende Ufer eignete sich gut zur Anlage einer Befestigung. Der Junkerhof durfte nach der Gründung der Stadt im Jahre 1400 von den Bürgern nicht bebaut werden. Er blieb zunächst Eigentum des Ordens, so daß wir aus diesem Grunde annehmen können, daß hier das Ordenshaus gestanden hat. Als Hans von Polentz von der Ordensherrschaft mit der Stadt Allenburg belehnt wurde, heißt es in der Verschreibung: „Dazu ein Hofstadet zur Allenburgk, darauf wir (d. h. der Ritterorden) ein behawsung pawen mögen.“ Vermutlich wurde das Wildhaus auf dem Junkerhofplatz 1272 errichtet, wird aber nach 1400 nicht mehr erwähnt. Der Orden war inzwischen weiter ostwärts vorgedrungen, und so wurde das Wildhaus Allenburg strategisch unwichtig, vom Orden vernachlässigt und aufgegeben. Zu dieser Zeit muß der Junkerhof ohne Einschränkung der Familie v. Polentz zugesprochen worden sein, denn die v. Polentz haben dort später ihr städtisches Wohnhaus errichtet. Ihr Landsitz war das Gut Progen, die erste Ansiedlung bei Allenburg.

Allenburg wird in den „litauischen Wegeberichten“ zum erstenmal im Jahre 1384 urkundlich erwähnt. Da ist über die Besichtigung durch den obersten Marschall berichtet: „als er die wilthuss ummereit und die besah, do lis her diese nachgeschrebin armbrost und phile of den husern: Allenburgk 4 rucarmbrost und 1 stegreifarmbrost, do hat der sniczmeist dargegeben 2 rucarmbrost und 1 stegreifarmbrost, item 12 schock phile.“

Neben dem Wildhaus ließen sich bald Ansiedler nieder, die die fruchtbare, zwischen Alle und Schwene gelegene Aue bebauten, das bis dahin wüste Land in der Umgegend bestellten und den Urwald rings um den Ort lichteten. Diese Ansiedler waren Deutsche aus den verschiedensten Gauen des Reiches. Die Anzahl preußischer Bewohner war in den Städten immer sehr gering, was teils dem Widerwillen der Preußen gegen das städtische Leben überhaupt, teils auch dem Umstände zuzuschreiben ist, daß die Preußen in den Städten kein Gewerbe treiben, sondern meist nur als städtisches Gesinde leben durften. Ein Verzeichnis der Bürger von 1540 enthält die preußischen Namen, Franke, Westphale, Greifenberg, aber auch Namen preußischer Herkunft: Sam, Same, Natanger.

Die Zuteilung der Ländereien an die Kolonisten besorgte im Auftrage der Ordensregierung ein sogenannter Lokator (Ortsbegründer). Er wurde das Haupt der neuen Siedlung und nannte sich Schultheiß. Er hatte für Ordnung zu sorgen, die Abgaben einzuziehen und stand jedem Einwohner mit Rat und Tat bei. Dieses Amt war erblich in seiner Familie. So war es auch in Allenburg, nachdem der Hochmeister Konrad von Jungingen durch die Handfeste vom 19. Oktober 1400 Allenburg zur Stadt erhoben hatte. Der erste Schultheiß hieß Reppin. Allenburg unterstand dem kulmischen Recht (benannt nach der Stadt Kulm). Bis zur Stadtgründung waren bereits 44 Hufen urbar gemacht worden, und zwar

das Land zwischen Alle und Schwöne. Zwischen Schwöne und Omet lagen fünf Morgen Wiesen und zehn Hufen Ackerland.

Die Stadt erstreckte sich auf einer erhöhten Halbinsel, die im Süden von der Alle und der Omet (auch Apt genannt), im Westen von einer Alleschleife und im Norden von der Schwöne begrenzt war. Nur im Osten, dort wo die Speicherstraße (Gerdauer Straße) lag, bestand die Möglichkeit, aus der Stadt hinauszukommen, ohne auf Brücken angewiesen zu sein. Auf die Gefahren, die diese Lage in sich barg, wies die Stadtvertretung im Jahre 1848 hin, als sie in einer Eingabe den Bau je eines Dammes nach Schallen und Dettmitten beantragte. Da auf dem einzigen Landweg, der den Einwohnern zu jeder Zeit offen stand, die Scheunen standen, waren sie, falls sich ein ähnlicher Scheunenbrand wie der am 24. Januar 1847 womöglich bei Hochwasser wiederholen sollte, der Gefahr ausgesetzt, entweder mitsamt dem Hab und Gut zu verbrennen oder in den Fluten umzukommen. Andererseits ergab sich durch diese Lage in alter Zeit ein vorzüglicher Schutz gegen Einfälle. Auch boten die mit Weiden umstandenen Ufer der kleinen Flüsse einen Rahmen von besonderem Reiz, und der Allenburger reimte mit Stolz:

„Allenburg, du Schöne
an Alle, Apt und Schwöne.“

Die Stadt war im Rechteck erbaut und von Mauern umgeben. Sie hatte drei Tore: Scheunentor, Wassertor (Wehlauer Tor) und Auentor. Zwei parallel laufende Straßen, Königstraße und Herrenstraße (nach den Ordensangehörigen, den Deutschherren genannt), wiesen in die Ost-West-Richtung; zwischen ihnen, auf der Westseite des quer zu ihnen stehenden Rathauses, der Marktplatz und links und rechts von den beiden genannten Hauptstraßen eine Anzahl von Nebenstraßen.

Die Besiedlung des flachen Landes im Kirchspiel Allenburg

Die enge Verflochtenheit des Landstädtchens Allenburg mit den Dörfern und Gütern seiner näheren Umgebung legt es nahe, der Stadtgeschichte einige Nachrichten über die Ursprünge und die Besitzverhältnisse der ländlichen Siedlungen hinzuzufügen. In ähnlicher Weise, wie der Orden den „Burgleuten“ (den Ansiedlern im Schutze einer Burg) das Land durch einen Lokator zuteilen ließ, so wurde auch auf dem flachen Lande einem tüchtigen und verlässlichen Manne die Gründung und Verwaltung eines Dorfes anvertraut. Die Besiedlung des eroberten Landes vollzog sich in drei Etappen:

Zuerst entwickelten sich die Städte durch Besiedlung des Landes in der Umgebung einer Burg,
dann wurden Güter ausgegeben,
sodann wurden deutsche und auch preußische Bauern-
dörfer gegründet.

Nicht anders vollzog sich die Entwicklung auch in Allenburg und Umgebung. Die ersten Adelsfamilien, die mit der Stadt Allenburg und dem Gut Progen belehnt wurden, waren die v. Kanitz und später die v. Polentz. Dieses Lehnverhältnis, das im Jahre 1540 begann, wurde erst 1810 aufgehoben, als die Stadt immediatisiert wurde und damit ohne Zwischenbesitzer unmittelbar dem Staatsgebiet angehörte. Den Lehnsherren standen folgende Rechte gegenüber der Stadt zu: sie erhielten einen jährlichen Grundzins aus der städtischen Kämmereikasse, hatten einen Stadtrichter vorzuschlagen und die Wahl des 2. Predigers zu bestätigen. Alle Strafgeder von den Magistratsurteilen in Sachen über zehn Taler gingen an die Lehnsherrschaft. Der Junkerhof war keinen bürgerlichen Lasten unterworfen, er hatte adlige Rechte. Die Besitzer der Lehngüter erhielten ihr Besitztum nach deutschem Recht als Manneslehen oder auch nach Magdeburgischem Recht zu beider Kinder (männliche und weibliche) Recht. Die ritterlichen Herren waren dem Orden zu Reiterdienst verpflichtet und zahlten nach mittelalterlicher Auffassung mit ihrem Blut. Ihre Güter wurden adlige oder Rittergüter genannt, und ihnen wurde die niedere Gerichtsbarkeit zugesprochen. Die Erledigung der schweren Rechtsfälle behielt sich der Orden vor. Das Land erhielten die Adligen wie auch die Bauern unentgeltlich. Die Bauern waren zu Zins (Steuerlast) und Zehnten (Kirchenlast) verpflichtet; sie zahlten also mit ihrem Gut.

Neben den deutschen gab es auch preußische Dörfer. Sie wurden in der Nähe der Lehngüter angelegt. In ihnen wohnten die Preußen, die unterworfen waren und sich die anfängliche Milde durch wiederholte Aufstände verschert hatten. Sie waren zu Zins, Zehnten und Scharwerk verpflichtet. Diese untertänigen preußischen Bauern konnten kein Ackerland als persönliches Eigentum erwerben. Sie waren nicht dem Orden, sondern dem Besitzer eines Lehngutes verpflichtet und unterstanden auch dessen Gerichtsbarkeit. Eine Sonderstellung nahmen die preußischen Edelinges ein, hier und da auch als preußische „Könige“ bezeichnet. Sie erhielten, sofern sie dem Orden treu geblieben waren oder ihm wesentliche Dienste geleistet hatten, ebenso wie die Deutschen ihre Lehngüter, frei von Zehnten und bäuerlicher Arbeit, mit hintersässigen preußischen Gutsuntertanen, über welche sie volle Gerichtsbarkeit ausübten. Sie waren mit ihren Hintersassen zum Kriegsdienst verpflichtet, so oft der Ordengebieter sie aufrief. Behauptungen, die Ritter hätten das Preußenvolk vollständig ausgerottet, müssen demnach als böswillige Erfindungen angesehen werden. Solch ein preußischer Freier in der Nähe von Allenburg war Skaldo, der in Schallen saß.

Die Leser dieses Heimatbuches, die bis zur Vertreibung 1945 in den Dörfern und Gütern des Kirchspiels Allenburg wohnten, werden sicher daran interessiert sein, zu erfahren, auf welches Alter ihre ehemaligen Siedlungsstätten zurückblicken können. Plauen und Dettmitten sind sehr alte preußische Dörfer, schon vor 1350 bestehend. Trimmau und Lei-

ßienen sind wahrscheinlich ebenfalls altpreußische Siedlungen gewesen. Progen wurde, wie bereits erwähnt, gleich bei der Anlage der Allenburg als Vorwerk derselben angelegt. Dann wurde Kautern selbständig. Währenddessen lag die ganze östliche Hälfte des Kirchspiels noch bis 1272 als eine Wüste da. Erst als das Land von der Ordensmacht durch einen Grenzwall, der sich von Wehlau über Sensburg und Bischofsburg bis zur polnischen Grenze in der Nähe von Neidenburg erstreckte, gegen Litauen gesichert war, konnte man hier mit der Anlage von Siedlungen beginnen. Hier wurde vor 1347 Muskau angelegt und dann Koppershagen. Zugleich wurde auf der anderen Seite des Grenzwalls mit der Urbarmachung begonnen. Dort wurden die Lehngüter Harnowen und Nagurren ausgegeben. Nach Gerdauen zu wurden die Dörfer Kortmedien und Neumühl angelegt. Die Lehnsherrschaft über sie wurde mit dem von den Bauern nicht besiedelten Lande dem Besitzer von Progen übertragen. So blieb dann nur noch ein ca. 30 Morgen großer Wald zwischen Kortmedien und Mauern übrig, der später unter die verschiedenen Güter aufgeteilt wurde. Einen Teil davon erhielt das neu entstandene Gut Ernstwalde.

Über die Größe der Güter in früheren Zeiten gibt folgende Tabelle Auskunft: Adlige Mannslehen waren die Güter:

Harnoven	28 Hufen
Nagurren	6 "
Kortmedien	59 "
Ernstwalde	10 "
Eiserwagen, Kl.	45 "
Koppershagen } Potawern }	21 "
Neumühl	45 "
Plauen } Dettmitten }	37 "
Progen	14 "
Redden	10 "
Trimmau	20 "

Zu Magdeburgischem und beider Kinder Recht:

Kautern	11 Hufen
Eiserwagen, Gr.	60 "
Leißienen	19 "
Glashütte } Mauern }	12 "

Ein preußisches Freigut war Schallen mit 6 Hufen 25 Morgen. Die Stadt Allenburg hat das ihr verliehene Land nicht selber erschlossen, sondern zum Teil an Bauern ausgegeben; so entstand 1699 Gr.-Allendorf als ein auf städtischem Grund und Boden errichtetes Kämmereidorf. In